

In freier Stunde

• Unterhaltungsbeilage zum „Posener Tageblatt“ •

Nr. 134.

Posen, den 14. Juni 1928.

2. Jahrg.

Fräulein Eulenspiegel.

Ein lustiger Roman von C. K. Roellinghoff.
7. Fortsetzung. (Nachdruck verboten.)

„Die werden sich viel darum kümmern, ob Mister Hobbins aus Newport nachts nach Hause kommt oder nicht!“ antwortete das Mädchen. „Ich seh dich überhaupt nicht mehr . . . Aber — ich passe schon auf, du!“

Mister Hobbins schwankte . . . Dann schüttelte er den Kopf.

„Nee, Niece, es geht heute wirklich nicht. Ich bin für zehn Uhr mit zwei Herren verabredet, die ich im Adlon kennengelernt habe. Sei ruhig, es ist wirklich keine Frauenfiese dabei . . . Aber ich muß mir diese feinen Bekanntschaften warm halten, verstehst du?“

„Ich verstehe schon . . .“ jagte das Mädchen langsam. Und sie warf dabei einen Blick auf Mister Hobbins, unter dem diesem gar nicht ganz wohl war. Er zuckte mit den Achseln, winkte dem Alten mit der Hand zu und trat zu Niece.

„Begleitest du mich ein Stückchen?“

Da war sie wieder versöhnt.

„Schön. Ein Viertelstündchen lang . . .“

Herr von Reibberg saß mit seiner Tochter beim Mittagessen.

„Pa,“ sagte Mädie, „heute komme ich erst am späten Abend zurück. Ich will nach Wannsee hinaus, rudern.“

„Ganz allein, Kind?“

Mädie antwortete leichtthin:

„Ach, ich weiß eigentlich noch nicht . . . Vielleicht rufe ich jemanden an.“

Reibberg lächelte:

„Siehst du, jetzt könnten wir Mister Hobbins brauchen!“

Mädie wehrte aufrichtig entsetzt ab:

„Da sei Gott vor, Pa . . . Bei seinem rigorosen Vorgehen kann es dir unter Umständen passieren, daß ich als verheiratete Frau Hobbins nach Hause komme!“

„Na, wäre das so schlimm, Mädie?“

„Diebstahlste Jungfer werden!!!!“

„Er scheint dir demnach nicht sonderlich zu gefallen, der junge Mister Hobbins?“

„Ich weiß nicht, Pa, etwas an ihm stört mich . . . Ich kann dir gar nicht erklären, was es ist, aber ich habe ein gewisses Mißtrauen gegen ihn.“

Ihr Zusammentreffen mit Hobbins in der kleinen Konditorei hatte sie dem Vater verschwiegen. Sie haute auf Hobbins Anständigkeit, die diesem nicht erlauben werde, von ihrem Zusammentreffen zu erzählen . . .

Reibberg meinte nachdenklich:

„Ich muß sagen, daß ich diese Verbindung nicht einmal für so übel gehalten hätte . . . Das Stammhaus ist gut. Ich kenne den Vater als einen smarten und guten Menschen . . . Komisch, den Erbsolger hat er mir damals, bei seinem letzten Besuch, ganz unterschlagen . . .“

„Und ich will nichts von ihm wissen!“ sagte Mädie beinahe heftig. „Was ist das für eine Art, mich mit jedem ersten besten einfach zusammenwerfen zu wollen!“

Da seufzte der alte Reibberg wieder auf und erhob sich.

„Na, na, Kindchen — so schlimm ist es ja nicht . . . Man wird doch wohl noch darüber reden können. Paß auf, wenn du erst im Nonnenkloster bist, wirst du vielleicht manchmal an den lustigen jungen Hobbins zurückdenken! . . . Na, gib mir dein Patshändchen, Kind, und amüsiere dich gut bei deiner Tour. Und fall nicht ins Wasser, die Zeitungen wollen einen Riesenhai im Wannsee gesichtet haben, der sich von sauren Gurken nährt . . .“

Und dann saßen Wildhorn und Mädie im überfüllten Stadtbahnzug und fuhren nach Wannsee hinaus. Mädie saß am Fenster und blickte sehnsüchtig zur Automobilstraße hinüber, wo ein flinker, eleganter Wagen nach dem andern durch die frische Luft sauste . . . Im Abteil war es heiß und stickig, die Leute sprachen von Lebensmittelpreisen und Politik. Wildhorn war im Gedränge von Mädie getrennt worden und stand, halb ohnmächtig vor Hitze und schlechten Gerüchen, zwischen zwei Damen beträchtlichen Umfanges . . .

Mädie war heilfroh, als sie endlich in Wannsee ausstieg.

Sie waren beide erschöpft und dursteten nach gutem, starkem Kaffee. Wildhorn führte sie in ein Restaurant am See. Eine frische Brise zog herüber. Herrlich mundeete ihnen der schwarze Mokka.

Mädie blickte sehnsüchtig auf die glitzernde Wasserfläche.

„Möchtest du ein wenig Boot fahren?“ schlug Wildhorn vor.

Sie nahm den Vorschlag begeistert auf und mußte innerlich lächeln. Kaum dreißig Schritt vom Ufer lag die Reibbergsche Yacht. Sie sah, wie die Bedienung das Deck wusch . . .

Wildhorn rief nach dem Zehnkellner. Mädie errötete.

„Darf ich das nicht bezahlen?“ fragte sie dann freimütig.

Wildhorn zuckte förmlich zusammen. Eine Falte erschien auf seiner Stirn.

„Wie kannst du mir so etwas vorschlagen, Mädie!“

Sein übertrieben empfindlicher Stolz war verletzt. Es tat ihr leid. Sie wußte nicht, wie sie es wieder gut machen sollte.

„Du hast recht,“ murmelte sie. „Es schiadt sich nicht, daß die Sekretärin für den Chef . . .“

Wildhorn biß sich auf die Lippen:

„Es schiadt sich für jede beliebige Dame meiner Bekanntschaft nicht, mir meinen Nachmittagstee zu bezahlen!“

Er sagte das schärfer, als es notwendig war.

Traurig sagte sie:

„Ist das nötig, Thomas, daß wir uns den schönen Nachmittag mit solchen Kleinigkeiten verderben? . . . Komm, gehen wir hinunter . . .“

Unten am See, wo in einer kleinen Schilfbucht die Mietsboote lagen, war alles Ungemach vergessen. Lachend bestiegen sie einen der abgenutzten schwerfälligen Rähne. Wildhorn nahm die Riemen und trieb das Boot hinaus. Mädie saß am Steuer und sah mit leidig und gerührt seinem unfundigen Gebahren zu . . .

Seine blassen Wangen bedeckten sich bei der ungewohnten Anstrengung mit Schweißperlen, seine feinen Hände bedeckten sich mit dicken Adern und umklammerten frampfhaft die Riemenriffe. Langsam glitt das Boot in den See.

Mädie saß der Schall in den Augen. Sie steuerte den elenden Kahn bis auf wenige Meter an die schmutzige väterliche Jacht heran. Dann drückte sie bei und machte Wildhorn auf das schöne Schiff aufmerksam. Wildhorn wollte plötzlich abstoppen und fiel dabei von dem Sitzbänkechen. Mädies Spottlust ging mit ihr durch. Sie lachte hell auf. Das Boot sauste gegen die Bordwand der „Mädie“. Als aus dem Kajütenraum ein gräßlicher Fluch kam, setzte sich Wildhorn schleunigst an seinen Platz und ruderte den Mietskahn mit hastigen und unzweckmäßigen Stößen fort. Mädie saß nun mit dem Rücken zu ihrer weißschlanke, an Steuerbord arg verkrachten Namensschwester und lachte aus vollem Halse.

Auf dem Heck der „Mädie“ stand der Steuermaat Böhnke und flehte Himmel und Hölle an, sie möchten mit vereinten Kräften dieses verdammte Sonntagsrunderpad samt ihrem widerwärtigen Appellkahn in den Wellen des Wannsees versenken, dort, wo er am tiefsten wäre.

Erschöpft und verärgert ließ Wildhorn die Riemen sinken. Nicht genug des Pechs, entglitt ihm das rechte Ruder und war im Nu sechs bis sieben Meter zurück. Dort tanzte es hämisch auf den Wellen. Es dauerte stille Minuten, bis sie den Ausreißer wieder hatten. Wildhorn besah sich die Innenseiten seiner Hände. Sie waren aufgerieben, gerötet und hier und da mit großen weißen Blasen bedeckt.

So jämmerlich unglücklich schaute er drein, daß Mädie brennendes Mitleid mit ihm überkam. Geschick kam sie mit wenigen Scherzworten über die Situation hinweg. Dann wechselten sie die Plätze. Mädie griff in die Riemen, und unter ihren trainierten Händen flog das Boot pfeilschnell über die Wellen.

Wildhorn ließ es erstaunt und beschämt geschehen.

„Aber, Mädie, wo hast du das gelernt?“

„Ach... So nebenbei... Ich habe früher viel mehr gerudert.“

Sein Lob erfüllte sie mit Stolz. Unermüdet sagte sie den schweren Kahn durch die kleinen Wellen.

Und dann, als die Sonne glutrot hinterm See verschwand, da saßen sie versöhnt und verliebt an einer entlegenen Böschung und tauschten die ewiggleiche Wechselrede der Liebenden.

Und als sie am späten Abend widerwillig in den überfüllten Heimzug stiegen, da zuckte Mädie plötzlich erschrocken zusammen, so daß Wildhorn besorgt nach dem Grunde dafür fragte.

„Nichts“, sagte sie, immer noch verwirrt, „ein kleiner Fergenschuß.“

Wildhorn legte sorgend seinen Arm in den ihren.

Mädie hatte Herrn Hobbins in den Zug steigen sehen...

* * *

Sie standen vor dem Bahnhof Charlottenburg. Mädie drängte.

„Ich muß heim. Mein Vater wartet.“

„Darf ich dich bis hin bringen?“ bat Wildhorn.

Sie wehrte erschrocken ab.

„Noch nicht, du Lieber...“

„Es schmerzt mich, jetzt von dir gehen zu müssen... Bleib bei mir, Mädie!“ Beinahe flehend klang das.

Sie sahen sich in die Augen. Und tauschten wieder jenen alles ergründenden Blick, den sie bei ihrem ersten Zusammentreffen gewechselt hatten. Mädie schwankte.

Er zog sie mit sich.

„Dann begleite du mich wenigstens ein Stück noch...“

So kamen sie schweigend vor seine Haustür. Er hatte aufgeschlossen und zog sie ins dunkle Treppenhaus. Sie umschlangen sich.

„Komm hinauf, Mädie...“ flüsterte er. Glühende Fluten überschwemmten sie... Ihr Gesicht brannte. Mit halb geschlossenen Augen lag sie in seinem Arm. Ungesagte Wünsche schlummerten darin. Wildhorn nahm ihren Arm.

Da wurde in einem der oberen Stockwerke die Treppenbeleuchtung eingeschaltet. Laute Stimmen schallten durch das Treppenhaus. Offenbar ging eine angeheiterte Gesellschaft auseinander.

Beide zuckten zusammen. Lösten sich voneinander.

Mädie streichelte ihn zärtlich über die Wange.

„Es ist besser so“, lächelte sie mit Tränen in den Augen. „Grüß Gott, Thomas, bis morgen...“

Dann war sie fort. Die Haustür schnappte ins Schloß.

Verstimmt, erkühlt bis in die tiefste Seele stieg Wildhorn langsam die Treppen zu seiner Wohnung hinauf...

* * *

Oben wartete Brandt auf ihn. In anderer Verfassung hätte Wildhorn sofort die Erregung in des alten Dieners Gesicht bemerkt und sich nach ihrem Grunde erkundigt.

Als Brandt den Abendtisch herrichtete, sagte er mit zitternder Stimme:

„Ich war heute beim Herrn Hofrat, junger Herr... Er hatte einen Zettel hergeschickt, daß ich hinkommen soll. Da bin ich gegangen...“

„So? Was hat er denn von dir gewollt?“

Wildhorn fragte teilnahmslos.

Brandts Aufregung wuchs. Seine Hände zitterten, als er Wildhorns Teeglas füllte.

„Er hat sich über den jungen Herrn erkundigt... Und... Und nach dem Fräulein Meier...“

Wildhorn blickte unangenehm überrascht auf.

„Aha! Und du? Was hast du ihm erzählt?“

Der alte Brandt senkte die Augen und schwieg.

„Habt ihr euch richtig ausgelassen, hm?“ forschte Wildhorn grimmig.

Brandt stammelte:

„Der Herr Hofrat wollte dem jungen Herrn heute noch schreiben.“

„Laß mich allein, Brandt!“ Der Alte ging.

Wildhorns Kopf sank auf die Tischplatte. Seine Gedanken waren nicht beim Hofrat Gendel... Wie hatte sie es über sich gebracht, gehen zu können?

— fragte er sich immer wieder, gemartert. Wie hat sie das über sich gebracht? Ist sie von Stein?

Oder...

Er hob den Kopf.

Oder — wollte sie geheiratet sein!?

Er schüttelte den Kopf. Unsinn! Oder doch nicht Unsinn? Und warum sollten sie sich nicht heiraten?...

* * *

Als Mädie in einem Mietsauto vor der Reibergschen Villa vorfuhr, sah sie durch das Parkgitter auf der obersten Stufe der Freitreppe, vor der geöffneten Tür eine große schlanke Mädchengestalt stehen, die jetzt, zwei Stufen auf einmal nehmend, ihr entgegenlief.

Das war Sigrid Pretorius aus Hamburg, Mädies einzige und beste Jugendfreundin, die ihren längst verabredeten längeren Besuch angetreten hatte.

Mädie lohnte den Chauffeur ab.

Noch wirr von allem Erlebten, klaffenden Zwiespalt in der aufgewühlten Seele, begrüßte sie Sigrid überherzlich, erfreut über die willkommene Ablenkung. Arm in Arm gingen sie langsam die Stufen hinan.

„Dein Pa ist riesig nett gewesen, wie ich gegen Mittag ankam. Am Nachmittag habe ich ihn dann nicht gesehen. Und am Abend war er fuchsteufelwild, als du immer noch nicht zu Hause warst. Dann hat er sich umgezogen, mir als Ersatzkind einen Kuß gegeben und ist mit großem Geschimpfe über deine Ungerattheit zu Riedloffs pokern gegangen. Wo warst du denn so lange?“

(Fortsetzung folgt.)

Im chinesischen Restaurant.

Von Franz Warshawer.

„Haben Sie gebratene Haifischaugen?“ fragte ich den Kellner. „Nicht? hm. Aber wenigstens gebadene Seeferne? Und wie sind heute die Drachenschwänze? Frisch geliefert aus Nanjing oder Peking? Wie steht es denn mit Ihrem Vorrat an Froschschenkel? Ist der Tintenfisch passabel?“

Der Kellner in einem der vielen chinesischen Restaurants in Berlin blickt mich mitleidig an. Er sieht eigentlich nicht chinesisch aus. Er hat einen kleinen blonden Schnurrbart und jenen Gesichtsschnitt, der mit ziemlicher Sicherheit auf die Herkunft aus Berlin NO schließen läßt. Und siehe da — kaum hat er den Mund aufgetan, so habe ich bereits festgestellt, daß ich mit meinen Mutmaßungen durchaus recht habe.

Nichtsdestoweniger sind wir aber in einem unzweifelhaft echt chinesischen Restaurant. Deren gibt es in Berlin eine ganze Anzahl, wie ja hier überhaupt sämtliche Erdteile mit ihren Speiselosalen vertreten sind. Nein, das ist etwas übertrieben: auf afrikanisch kann man hier nicht essen. Wer des Kaffers Gaumen will verstehen, muß in Kaffers Lande gehen.

Aber sonst ist wirklich alles da. Nicht nur Erdteile, sondern auch Nationen. Wer bis zu der Erkenntnis vorgebrungen ist, daß man fremde Länder nicht nur mit den Augen, nein, auch mit dem Magen kennen lernen kann, der hat hier die schönste Gelegenheit, die interessantesten magenphilosophischen und gastro-phantastischen Reisen zu unternehmen.

Von dieser Art ist der Dr. A. V., mit dem ich diesen Trip to China unternommen habe. Er kennt sämtliche Erdteile aus eigener Anschauung. Aber dann kam jenes Ereignis, das ihm wie so vielen andern die finanziellen Flügel beschneiden hat: die Inflations. Nun kann er sich nicht mehr weit über die Kontinente schwingen mit Hilfe jener so ziemlich alles bewegenden Zauberkräfte, die in einem voluminösen Bankkonto enthalten sind, sondern nur noch ein wenig umherflattern. Er muß sich mit Erinnerungen begnügen, und sein Magen hilft ihm dabei.

„Tintenfisch!“ sagt er mit melancholischem Blick. Sie sind magengeographisch völlig unzureichend orientiert. Tintenfische bekommen Sie ausschließlich im spanischen Restaurant. Das ist nämlich eine spanische Nationalspeise. Sie werden dort in ihrer eigenen Tinte gekocht!

Sinnend blickt der Doktor vor sich hin. Er denkt wahrscheinlich an jene in ihrer eigenen Tinte gekochten Tintenfische, die er vor geraumer Zeit im Golf von Biskaya oder einer der anliegenden Gegenden verzehrt hat. Mir aber graust vor der Tinte, um so mehr, als ich vor diesem Material auch sonst eine beträchtliche Abneigung habe und die Schreibmaschine oder im Notfall den Bleistift vorziehe.

„Auch Ihre übrigen Späße hinsichtlich der Haifischaugen und Drachenschwänze sind vollständig deplaciert. Sie scheinen nicht zu wissen, daß die Chinesen eine Jahrtausende alte Kultur haben, auch auf dem Gebiete des Essens.“

„Kann ich die hier studieren?“ frage ich schüchtern.

„Das können Sie.“ Der Dr. A. V. nimmt sich die Speisekarte vor und liest sie sorgsam, wohlgemerkt auf der Seite, wo die Speisen in chinesischen Schriftzeichen verzeichnet sind. Die europäischen Schriftform, die daneben steht, verschmäht er. Und während er sich in die Schriftzeichen vertieft, tauchen wahrscheinlich vor seinem geistigen Auge die Gefilde des Yang-Tse-Kiang oder die Türme von Peking auf, die er sah, bevor ihm seine finanziellen Flügel beschneitten wurden.

Rings um uns herum sitzen in der Tat lauter Chinesen, Japaner und sonstige Ostasiaten. Um sie herum ist etwas vom Rätsel des Orients, außerdem aber von dem Geruch gebadener fremdartiger Fische oder sonstiger Merkwürdigkeiten.

Hinter uns sitzt ein Japaner, still, angelan mit einer großen Brille. Aber seine Berliner Freundin neben ihm ist weniger still.

„Habe ich nötig, hier zu warten?“ fragt sie empört und überreicht ihm ein ganzes Büfett echt berlinisch gefärbter Vorwürfe, die er mit der bekannten und in Romanen so sehr geschätzten Gelassenheit des Asiaten über sich ergehen läßt. Mit geradezu wissenschaftlicher Genauigkeit hört er ihre sämtlichen Argumente an, nicht ohne dabei eine interessante Speise zu verzehren.

„Essen Sie,“ sagt der Doktor, „Biazian mien! Oder eine Portion Hugi-Si. Verschmähen Sie keinesfalls Chololi. Sie können auch einmal Fuscholl probieren. Das nächste Mal müssen wir übrigens zu Tsai Dien Wen gehen, nebenan um die Ecke, der hat getrocknete Fische, die gibt es hier nicht.“

Der Doktor blickt melancholisch vor sich hin. Er vermißt durchaus die getrockneten Fische, welche direkt aus China nach Berlin W transportiert werden. Deren Lebensweg, Reise und sonstige Schicksale stelle ich mir inzwischen vor. Mir graust.

Ein verzweifelter Gedanke fährt mir durch den Kopf. Ich will mir bei dem Kellner zwei weichgekochte Eier bestellen, vier Minuten in der Schale, ein internationales Gericht, und sicher sowohl geschmacklich als auch hygienisch einwandfrei. Aber ich finde nicht den Mut dazu. Ich studiere die Speisekarte, um mich auf irgendeine halbwegs anständige Art und Weise aus der Affäre zu ziehen. Ich entschieße mich zu einer Portion — Bambussproßlinge. Der Doktor hat inzwischen zwei Schüsseln bekommen; in der einen ist Reis, in der anderen ein überaus farbiges Durcheinander der verschiedensten Bestandteile. Einzelheiten sind

schwer erkennbar. Selbstverständlich verschmäht er es, hier Messer und Gabel in Aktion treten zu lassen. Vielmehr nimmt er ein Paar der langen Stäbchen, die auf jedem Tisch liegen, und handhabt sie mit einer umachahmlichen Virtuosität. Während ich es sehr bald aufgegeben, bei meinen Bambussproßlingen das gleiche zu versuchen, und mich des so zweckmäßigen und übrigens auch hübschen Instrumentes der Gabel bediene. — Uebrigens schmecken die Bambussproßlinge ziemlich genau so wie zivile grüne Bohnen aus der Uckermark. Außerdem hat jeder von uns noch eine riesige Schüssel mit Reis bekommen, was hier der wissenschaftlichen Vollständigkeit wegen erwähnt werden muß.

„Sehen Sie diese Morchel an!“ sagt der Doktor in sanfter Vergnügung und hebt sie mit seiner überaus merkwürdigen und kunstvollen Bewegung durch seine Stäbchen in die Höhe; „Sie sieht vollkommen anders aus als die europäischen Morcheln. Schmeckt auch anders.“

Das kann ich mir denken. In der Tat, diese Morchel verdient eine besondere Schilderung. Sie ist ein vielfältiges, kompliziertes Gebilde mit feinen durchscheinenden Wänden und macht den Eindruck, irgendwo von einer riesigen Ake abgeschnitten zu sein.

Der Doktor ist seine Morchel. Die Ostasiaten sprechen leise und lebhaft, während sie mit ihren kleinen Stäbchen essen. Der berlinische Kellner läuft eifertig herum. Und hinter mir ertönt die Stimme der jungen Dame, die sich noch immer nicht beruhigt hat:

„So — ne Frechheit, mich so lange warten zu lassen!“ —

Die Bambussproßlinge sind vertilgt. Der Doktor blickt melancholisch vor sich hin. Jetzt sieht er wahrscheinlich in Gedanken die Dschunken auf der Reede von Shanghai.

Erich Kunter:

Schienenwege.

Schnellzug rast vorüber.
Wo ist Zeit und Raum?
Alles wird Bewegung
Wie im Rindertraum.

Berge, Bäume wanken,
Länder steigen auf.
Neigen sich dem Leben
Auf dem Schienenlauf.

Spul und Bild verschwunden,
Dämmerung glebt vor.
Abend schließt sich wieder
Wie ein dunkles Tor.

Schienenwege Jüge:
Meiner Träume Spiel.
Freu dich, Herz, sie führen
Alle doch zum Ziel.

Mit besonderer Genehmigung des Verfassers dem hübschen Buche „Im Atem der Welt“ entnommen. Otto Ulrich-Verlag Heilbronn am Neckar.

Der Kater lernte das Mäusefressen.

Von Hans Friedrich Mund.

Es ist nicht immer so gewesen, daß das Katzenvolk Mäuse und junge Vögel jagt. Nein, sie sind vor langer Zeit alle sehr friedliche Nachbarn gewesen, die sich von Gras und Körnern nähren und miteinander in den Tag hinein角度n, wenn sie über Nacht gut geschlafen hatten.

Aber das Katzenvolk hat einmal eine böse Eröffnung gemacht, die hat es auf die schlechte Bahn geführt.

Als nämlich einmal eine große Hungersnot im Land und wenig auf den Feldern gewachsen war, haben die Mager und die Drosseln dem Kater, der ein sehr großer Esser war, angeboten, sie wollten alle Würmer und Körner selbst sammeln und gut verteilen, damit niemand zu viel oder zu wenig bekäme.

Der Kater war damit einverstanden. Er hat sich, etwas trüg, wie er war, vorm Haus in die Sonne gelegt, hat die Mäuse und Drosseln suchen lassen und dann seinen Teil verlangt.

Nun ist die Not aber immer größer geworden, die armen Kornsammler haben selbst fast nichts mehr zu leben gehabt. Da sind sie zum andern Mal zusammengekommen und haben beraten, was zu tun sei. Und die Drossel hat berechnet, wenn sie nur den dicken und größten von ihnen, nämlich den Kater, nicht mehr auszubalten brauchten, könnten sie wohl durchkommen. Eine Ratte hat sogar einen Plan vorgeschlagen, wie man seiner ledig würde, und die Ratsversammlung hat „Na ja“ gesagt. Jeder hoffte, daß der Nächste die Sache zu Ende brächte.

Jene alte Ratte hat aber wirklich die kriegerischen ihres Volkes und viele Vögel aufgeboden, und als der Kater bald danach Geburtstag hatte, haben sie ihn mit List besucht und ihn zu einem besonderen Schmaus abgeholt.

Als er vom Essen hörte, hat der Kater ja gern zugesagt. Die Tiere haben ihn zahlreich begleitet und haben ihn einen Weg geführt, der ist recht über einen alten zugewachsenen Brunnen gegangen. Die Mäuse und Ratten haben natürlich flink hinterhergehen können und die Vögel mit ihren wippenden Flügeln auch. Aber der arme Kater ist in der Mitte eingekracht und paradies und holterdipolter kopfüber nach unten gestürzt. Gätte da nicht noch ein alter Eimer an der Kette gehangen, er wäre gewiß für immer elend ertrunken.

Jämmerlich genug war ihm da unten zu Mute. Miau, miau! Kalt und feucht und ohne Frühstück und Abendessen hat der behäbige Herr auf dem Eimer gehockt, miau; Er hat auch wohl gemerkt, durch welche Falschheit er nach unten gekommen war, hat sich geschworen, nie wieder einen Vertrag mit Nagern und Vögeln einzugehen und sich zukünftig selbst umzusehen. Aber was halfen solche guten Vorsätze im kalten Eimer!

Ich meine, Durst brauchte der Kater ja da unten nicht zu haben, aber hungern mußte er drei Tage lang ganz abscheulich. So schlecht ist es dem Armen schließlich ergangen; als ein Frosch auf der Eimerkante erschien, um ihn sehr erstaunt und hämisch nach dem woher und wohin zu fragen, hat sich dem armen Kater der Magen umgedreht, und seine Augen haben nur noch wie zwei Leuchtkugeln geglüht. Ihm ist zu Mute geworden, als sei kein Frosch, sondern der herrlichste Bissen Weißbrot vor ihm. Ganz nahe ist er an den Besuch herangekommen, und der hat wohl gemeint, der Kater wolle ihm etwas ins Ohr flüstern. Da hat der schwarze Kerl ihn gepackt und, denkt euch, den Frosch mit Haut und Knochen aufgefressen!

Ich weiß nicht, wie Frösche schmecken, ich war wohl einmal in Paris, aber ich hab's nicht zuzugebracht, sie zu essen. Dem Kater in seinem Hunger hatten sie jedenfalls herrlich geschmeckt. Als kurz darauf eine Wasserratte zu ihm schwamm, um den Nachbarn zu begrüßen, — ziep, ziep, — hat er's mit ihr gemacht, wie mit dem Frosch. Nabefahl hat er alles verzehrt, und als die Nachbarn und Mann und Kind der Gefressenen zu ihm kamen, ziep, ziep, quak, quak, weg sind sie gewesen.

Nun hat ja nach einer Weile oben auf der schönen Erde dieser oder jener nach dem guten alten Kater gefragt und die Drosseln und Mäuse haben ein schlechtes Gewissen bekommen. Die, welche an der Untat nicht beteiligt waren und nur ihr „Na ja“ gesagt hatten, haben deshalb wohl einmal vorsichtig in den großen Brunnen geschaut. Da haben sie den Kater schief im Eimer hängen sehen und als er nach ihrer Berechnung längst tot und fast sein mußte, haben die Heuchler eines Tages ein großes Geschrei erhoben: ach, der arme vermählte Kater liege tot in Brunnenemmer. Sie haben auch gleich alle Mann aufgebieten, um den Eimer hochzuwinden und dem Nachbarn ein gutes Vergnügen zu sichern.

Der Kater da unten hat ja manches von dem Gerede zu hören bekommen. Er hat sich tagsüber nicht gerührt und geregt und nur recht erbärmlich mit dem Bauch über dem Eimer gehangen. Keinen Laut hat er auch von sich gegeben, als die Tiere oben eine alte verrostete Brunnenwinde anschleppten und wahrhaftig mit Flaschenzügen und einem ganzen Heer von Arbeitseuten den Katereimer hochhievten. Was haben sie sich für Mühe geben müssen, um die Kette festzubinden, was sind für Leute gekommen und haben den armen Toten angesehen und die schönsten Vieder auf ihn gesungen. Ein prunkhaftes Leichenbegängnis haben sie vorbereitet und zweihundert Mann angestellt, um den Armen in seine Gruft zu schleppen.

Kein Wort und kein Lebenszeichen hat der Betrogene noch von sich gegeben. Traurig hat er mit dem Kopf nach draußen gehangen, als sei's aus mit ihm.

In Augenblick aber, als er festen Boden unter den Pfoten spürte, hat der Kater die Augen aufgetan. Und er hat mit allen vier Krallen zugleich ausgelangt, ui, ui, das war ein Bequiel und Gemüth und Geziepe bis ins fernste Mauseloch.

Ja, der Kater hat eine fürchterliche Rache gehalten. Und solch bluthöriges Vergnügen hat er seitdem an Mäusen und Vögeln gefunden, — mit dem frommen Körnerfressen ist es ein für allemal aus. Schließlich sind die armen Verfolgten auch nicht ganz ohne Schuld daran.

Zum Kopferbrechen.

Silbenrätsel.

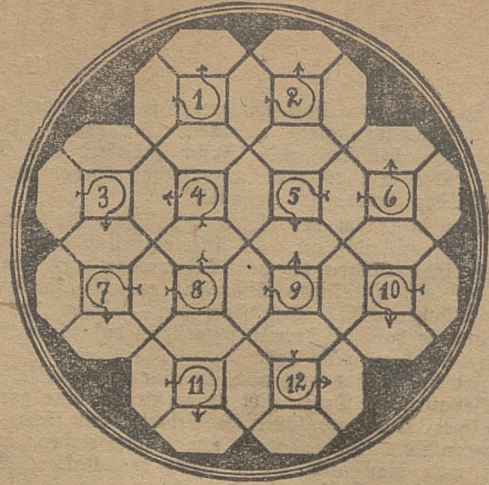
Aus den Silben:
au—be—ber—bro—che—co—de—de—dom—drük—e—ol—en—
en—fe—fi—ga—ge—ger—ger—gor—gro—grim—hi—i—i—i—
ke—ki—kom—la—miss—na—na—nan—nar—ne—nel—ner—ni—
o—o—ra—ran—re—re—ri—sa—se—se—sen—son—spa—tau—
te—tei—ti—u—um—un—wer

sind 26 Wörter zu bilden, deren erste und dritte Buchstaben, beide von oben nach unten gelesen, ein Sprichwort ergeben.

1. Fluß in 17. 2. Frauenname. 3. Japan. 4. Hafenstadt. 5. Popsname. 6. Stadt in Westfalen. 7. Lobgesang. 8. Männername. 9. Staat in Nordamerika. 10. Räubtier. 11. Ostsee-Insel. 12. Polarforscher. 13. Feigling. 14. Deutscher Fluß. 15. Tiername aus der Fabel. 16. Anstalt. 17. Königreich. 18. Schulfestsaal. 19. Englischer Admiral um 1800. 20. Unverkäufliches Stammgut. 21. Kirchliche Handlung. 22. Vorname Carreros. 23. Vergeltungsbrand.

K. Pl.

Wabenrätsel.



Es sind 12 vierstellige Wörter von untenstehender Bedeutung in Pfeilrichtung in die um die Ziffern gelegenen Felder einzutragen. Jede Wabe darf nur eine Silbe enthalten. — Bedeutung der Wörter: 1. Oper von Verdi, 2. Hochschule, 3. Bewohner Genuas, 4. Salatzpflanze, 5. früherer Name von Neuschottland, 6. asiatische Halbinsel, 7. Festungsraum, 8. süditalienische Provinz, 9. früherer Name Englands, 10. Pflanzpflanze, 11. gallertartige Masse, 12. Gewinnanteil.

Buchstabenrätsel.

a c e h i j l n
e l n o r z
ä e f g l n r r t u w
a a c d e e h m r r
d e i n o s
d e e i n r
a b d k l n u
a b d e m n r r t
a d h l n u
c c i i n p u
e e l p r t z

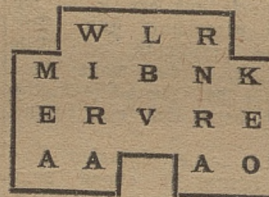
berühmter Schachmeister
berühmter Rennfahrer
berühmter Konzertdirigent
berühmter Meisterschwimmer
berühmter Erfinder
berühmter Meisterbayer
berühmter Dramendichter
berühmter Maler
berühmter Dichter
berühmter Komponist
berühmter Retordläufer

Jede Buchstabengruppe, entsprechend umgeordnet, nennt eine berühmte Persönlichkeit; die Anfangslettern der Lösungswörter nennen einen deutschen Großindustriellen.

In schlimmer Zeit.

Es fällt recht schwer das Wort mit „B“,
Wenn dessen Zweck das Wort mit „C“.

Besuchstarien-Rätselsprung.



Die Buchstaben der Figur ergeben, wenn sie nach dem Zuge des Rätsels verbunden werden, den Namen eines bekannten Komponisten.

Auflösung Nr. 23.

Kreuzworträtsel. Senkrecht: 1. Ast, 2. Oaf, 3. Tara, 4. Erz, 5. Adam, 6. Mies, 7. Nil, 8. Gros, 11. Glen, 13. Film, 14. Bonne, 15. Not, 17. Rai, 18. Traum, 20. Ems, 21. Fes, 23. Murel, 24. Nogen, 25. Alba, 26. Met, 28. Sem, 30. Reiz, 32. ist, 34. Mia. — Wagerecht: 2. Ost, 5. Albar, 8. Reseda, 10. Nieng, 12. Raffael, 14. Brom, 16. Sekt, 19. Roos, 20. Elf, 22. Narr, 23. Immer, 25. an, 26. Mus, 27. Cos, 29. Ur, 31. Veier, 33. Gemme, 35. Steg, 36. semi, 37. Alt, 38. Loben, 39. Naz.

Rätselhafte Inschrift. „Das reichste Mahl ist freudenleer, wenn nicht — Des Wirtes Zuspruch und Geschäftigkeit — Den Gästen zeigt, daß sie willkommen sind.“ Schillen.

Bücherrätsel. Die Giftgaskatastrophe in Hamburg. (Indien — Giraffe — Pythagoras — Sekunda — Straße — Metropole — Aphrodite — Reinhold — Camembert — Buerger).

Diamanträtsel. 1. R, 2. Uhr, 3. Miese, 4. Mirel, 5. Rheingold, 6. Jemgard, 7. Frost, 8. Alm, 9. D. — „Rheingold“.

Rätselsprung. Schilt nicht mich und die Meinen. — Sieh erst auf dich und die deinen! — Findst du nichts bei dir und den deinen, — Dann komm zu mir und den meinen. (Sprichwort.)

Verantwortlich: Hauptstiftungsleiter Robert Stura, Bonn.